

Nr. 264. Bromberg, den 28. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

Neuntes Kapitel.

Das Fest.

Ich liege in meiner Hängematte vor unserem Haus und setze sie durch kunstvolles Wippen mit den Beinen in leicht schaukelnde Bewegung. Das hat so etwas Erhebendes an sich. Man fühlt sich aller Erdenschwere, aller Sorgen, aller störenden, unangenehmen Gedanken für Gegenwart und Zukunft enthoben, man schwebt leicht wie ein Vogel durch die Stunden, man treibt auf den wohlig plätschernden Wellen der Zeit, man genießt, unbegrenzt, traumselig, wunschlos. Und es paßt so glänzend zu meiner Stimmung. Ich schaue dem blauen Rauch meiner Zigarette nach, lasse mein Auge auf der grünen Stille des Urwaldes ruhen, lasse meinen Blick in die blauen Tiefen des Himmels tauchen, der sich über mir wölbt und banne ihn wieder zurück auf die Erde in gedankenlosem, verlorenen Wechselspiel.

Die Männer sind trotz der vorgerückten Stunde immer noch auf der Jagd. Morgen will ich sie begleiten. Heute hatte ich keine Lust. Ich schlief mich gründlich aus, zum ersten Male, seit ich hier bin. Es hat mir ordentlich gut getan.

Auf dem freien Platz vor mir tummeln sich die Kinder und balgen sich mit ihren Tieren. Genau wie sonst auch. Und war doch nie so schön wie heute. Die Frauen sitzen fast alle vor dem Haus und arbeiten. Schiggi-Schiggi unter ihnen. Sie hat einen Wust von roten, grünen, gelben, blauen Federn in allen Schattierungen um sich ausgebreitet. Es ist ein hübsches Bild, das schlanke, hellbraune Kind inmitten von all dem bunten Geleucht der Farben. Meine Kravatte hat sie abgelegt. Sie gefällt ihr nicht. Fort damit! Warum auch nicht? Ganz recht hat sie, und ich freue mich, daß sie nichts weiß von der Kunst der Frauen, den Männern zu gefallen. Sie gibt sich naiv, unbefangen und offen. Ich werde mich gut mit ihr vertragen. Aber jetzt muß ich laut lachen. Nicht über Schiggi-Schiggi, sondern über einen Affen, den ich im selben Augenblick entdecke. Er sitzt auf dem Hausdach und denkt im Zweifelsfall angestrengt über eine Lumperei nach. Sein Bauch ist wunderschön bunt gestreift: meine Kravatte! Sic transit gloria mundi. Das hat sich das Ladenfräulein in der Perusastraße sicher nicht gedacht, als sie mir die Kravatte einwickelte, daß sie dereinst die Zierde eines Affen im Urwald werden sollte. Mein Gott, die Perusastraße! Was würden meine Freunde sagen, die elegant und schick, lässig durch sie bummeln, wenn sie mich hier als modernen Adam frisiert sitzen sähen! — Was sie mir schon oft gesagt haben: „Leo, du bist total verrückt!"

Was schadet das! Ich bin ja nicht der einzige, der verrückt ist und geniere keinen Menschen. Mir gefällt es so. Mir gefällt es ausgezeichnet. Könnte mir gar nicht besser gehen. Sorglos — zeitlos — frei! Und ich wippe mit den Beinen und schaukle mich geruhsam unter der Sonne des Wunderlandes Nirwana.

Ein merkwürdig dumpfer Ton, der von weit her zu kommen scheint, stiehlt sich fremd in die Beschaulichkeit meines Dolce far niente hinein. Es klingt wie Pferdegetrampel auf weichem Boden. Das kann es natürlich nicht sein. Aber was ist es dann? Jedenfalls gehört es nicht hierher. Ich schaue nach den Frauen hin, wie sie sich dazu verhalten. Sie zeigen keinerlei Verwunderung oder gar Besorgnis, unterbrechen indes ihre Arbeit und stehen auf und gehen ins Haus. Nach einer kleinen Weile kommen sie wieder und treten mitsamt den Kindern ums Haus herum in den Urwald ein. Der Platz vor mir liegt nun wie ausgestorben. Ich möchte zu gern wissen, was dieser unvermittelte Abmarsch zu bedeuten hat und bin eben im Begriffe, mich zu erheben und nachzufolgen, da dringt aus nächster Nähe ein greller Schrei an mein Ohr. Gleichzeitig rauscht es rings im Dickicht auf — ein markerschütterndes Geheul, das, mit einem Schlage einsetzend, die Luft erschüttert, läßt mir das Blut in den Adern stocken, und ehe ich wieder Herr meiner Besinnung bin, bricht in der ganzen Breite des dem Hause gegenüberliegenden Urwaldes eine entfesselte Horde von Wilden aus ihm hervor. Männer in wehendem Federschmuck, dahinter die Frauen mit riesigen Pfeilbündeln, die sie gerade noch mit den Armen umspannen können.

Deshalb also sind die Weiber mit den Kindern verschwunden. Blitzartig leuchtet die Erkenntnis in mir auf: Ein feindlicher Überfall — und ich als einziger ihm preisgegeben.

Fliehen! Um aller Heiligen willen, so rasch wie möglich fliehen! Zu spät! Die beiden vordersten Indianer haben mich bereits entdeckt und stutzen. Dann machen sie aufbrüllend einen gewaltigen Satz nach vorwärts, werfen einen Pfeil auf den Bogen — reißen die Sehne zurück und legen auf mich an.

In diesem Augenblick ziehe ich den großen Strich unter mein Leben. Noch einmal flammt es auf, Jahre und Jahrzehnte drängen sich auf den tausendfachen Bruchteil einer Sekunde zusammen, ein tolles Gewirr von Bildern, das haltlos mein Hirn durchrast, und dann wird es Nacht um mich. Ich sehe das stereotype Bild des einzigen Traumes, den ich kenne, des Fiebertraumes: eine Kugel, die mit Windeseile wächst und mich zerdrücken will . . . und schlage, kein Atemzug ist unterdessen beendet worden, die Augen wieder auf. Näher und näher kommen die Wilden. Ihr wildes Kriegsgeheul reißt an meinen Nerven, daß ich ihre Schwingungen zu fühlen glaube, und immer drohender zeigt die Spitze ihres Pfeiles auf mich. Ich kann mich nicht mehr rühren und bin wie durch magischen Zauer festgebannt. In grotesken Sprüngen tanzen sie auf mich zu, bald seitwärts, bald vorwärts, und vor meiner Brust tanzt die Pfeilspitze mit, diese fürchterliche, grauenvolle Pfeilspitze.

Plötzlich ich traue meinen Augen nicht mehr — biegen die Frauen meines Stammes ums Haus. Sie tragen Palmstämme mit sich. Hinter ihnen die Kinder und am Schluß des Zuges die Männer. Mit verstärktem Geheul und Gejohle werden sie empfangen und stoßen gleichfalls wilde Schreie aus. Aber bald merke ich, was dieses Theater zu bedeuten hat: Ein Nachbarstamm ist zu Besuch gekommen. Was mir einen solchen heillosen Schrecken eingejagt hat, waren nur die Begrüßungsformalitäten. Verhältnismäßig schnell erhole ich mich von ihm, springe aus meiner Hängematte und schlängle mich durch das Gewühl der Gäste zu den Weibern, neugierig, was die Palmstämme zu bedeuten haben. Sie sind ein gutes Stück oberhalb und unterhalb der ballonförmigen Ausbuchtung des Stammes abgeschnitten. In die Ausbuchtung selbst ist ein breiter Spalt gehauen, und aus ihm leuchtet es gelb: Tschitscha! Nach der Zahl dieser Urwaldfässer zu schließen — etwa ein Dutzend — gibt es ein Fest, das nicht von schlechten Eltern ist. Die Vor-

bereitungen hierzu sind schnell getroffen. Man lagert sich, Männer und Frauen getrennt, in zwanglosen Gruppen vorm Haus, während unsere Frauen für die zweckmäßige Verteilung der Fässer sorgen. Der Sänger sitzt! Fanget an!

Zeitgenossen Europas! Sofern die Gabe milder Duldsamkeit euch eignet und edle Menschenliebe euer Herz erfüllt und ihr, in eisernem Verlaß auf eure Nerven, gewillt und fähig seid, nicht zu erzittern, wenn unser Fest dem Weg der Sonne gleich, in stetem Steigen den Zenit erreicht — lest dies Kapitel ohne Furcht zu Ende und ohne Groll auf den, der es geschrieben. Betrachtet ihn als Spiegel, dessen Fläche die Strahlen wiedergibt, die auf sie fallen, als leblose Trompete, die den Hauch des Bläsers, den Schallgesetzen folgend, zu Tönen formt. Es werden gar gewaltige Laute der fessellosen Königin Natur an euere Ohren schlagen, es werden allenthalben muntere Bächlein fließen, liebliche Düfte durch den Urwald streichen, und mancherlei werdet ihr noch erraten, das still der Mantel christlicher Nächstenliebe deckt. Euch aber, die ihr zart besaitet von Gemüt und sehr empfindsam seid, euch warne ich!

Das habe ich doch wirklich gut gesagt, und im übrigen wasche ich meine Hände in Unschuld.

Das Fest ist schon im schönsten Gange. Und weil es mir neu ist, bummle ich zuerst einmal durch die Teilnehmerschar spazieren. Über hundert Gäste sind eingetroffen, Männer und Frauen ohne Kinder. Die Kinder unseres Stammes sind selbstverständlich alle anwesend, so daß mehr als zweihundert Menschen versammelt sind. Das Fest ist, wie nicht anders zu erwarten, ein Familienfest, an dem außer den beiden Tigern und der Tigerkatze das gesamte Viehzeug mit teilnimmt. Man konnte es früher nie so recht schätzen, weil es immer in der ganzen Geographie verteilt war. Heute ist alles da, und ich bin direkt erschlagen über diese ungeahnte Menge und den ausgeprägten Familiensinn. Die Wildschweine mit ihrem Gefolge von Ferkeln schnüffeln grunzend, als erwarteten sie besondere Genüsse; Araras, Loras und ungezählte andere Papageien verzichten auf die Gabe des Fliegens und watscheln gravitätisch auf der Erde spazieren. Unter sie mischen sich gegen fünfundzwanzig Nasenbären. Am wichtigsten haben es natürlich wieder die Affen. Der Beteiligung nach scheinen sie ihren Familientag abzuhalten. Alle Arten, die es gibt — und es gibt nicht wenige —, sind vertreten, vom kleinsten Seidenäffchen an, kaum größer wie ein Mittelfinger, bis zum schwarzen Marimono. Eine anbetungswürdige Frechheit ist ihnen allen gemeinsam. Sie hocken auf den Tschitschafässern, springen den Gästen auf den Kopf und untersuchen ihren Federnschmuck, schreien, schimpfen, raufen sich gegenseitig ab, benehmen sich nach jeder Richtung hin äußerst ungezogen und führen das große Wort.

Das Fest selbst, so lebhaft es äußerlich den Beschauer anmutet, bewegt sich noch in ruhigen Bahnen. Man unterhält sich gemessen und nicht überlaut, füllt indessen um so eifriger die kleinen Kürbisschalen aus den Fässern und schlürft mit Genuß und Behagen unter den Klängen einer überaus lieblichen gefühlvollen Musik. Das Orchester besteht aus einer Trommel und einer Flöte. Die Flöte ist ein Bambusrohr und die Trommel ein Stück Baumstamm, der Länge nach durchschnitten und mit einem Tierfell überspannt. Als Schlegel dienen die Hände. Eine etwas magere Instrumentierung? Na, ich danke schön, mir genügt sie vollkommen. Es gibt nur eine Melodie. Sie wird dauernd wiederholt — mit Trommelbegleitung — und häufig durch schrille Quiekser, die mir durch Mark und Bein gehen, variiert. Eine Pause kenn man überhaupt nicht, nicht eine Minute lang. Sobald die beiden Musikanten ermüdet sind oder sonst keine Lust mehr haben, treten augenblicklich zwei andere an ihre Stelle. Immerhin hoffe ich zu Gott, daß im Laufe des Tages, zum mindesten während des Essens, eine Unterbrechung eingeschoben wird. Ich bin heilfroh, daß ich Nerven habe wie ein Strick. Aber mit der Zeit reißen sogar Schiffstaue, und als vorsorglicher Mann mache ich mich allmählich mit einer später eintretenden Gehirnerweichung vertraut.

Die Zeit des Einbruches der Nacht scheint nicht mehr fern zu sein. Unsere Frauen schleppen Berge von Fleisch herbei, zerwirkte Rehe und Hirsche und eine Unmenge von Wildschweinkeulen, dem Lieblingsgericht des Stammes. Sie werden an die verschiedenen Gruppen verteilt. Ich sitze zwischen unserem Häuptling und einem Gast, der ausnehmend reichen Schmuck und ein wundervolles Tigerfell trägt. Außer ihm sind übrigens noch drei ungefähr gleichbekleidete Fremde anwesend. Ob sie zusammen gehören oder Häuptlinge verschiedener Stämme sind, habe ich nicht herausgebracht. Mein Stammesoberhaupt bellt wieder ein paarmal und greift sich eine saftige Wildschweinkeule. Die anderen haben zum Teil schon ihren Braten im Besitz, und ich bin eben dabei, ihn mir auszusuchen. Meine Wahl fällt gleichfalls auf eine Wildschweinkeule. Nun noch rasch einen Holzspieß durchgesteckt und die ganze Geschichte über ein Feuer gehalten. Die Indianer rösten ihre Stücke nur leicht an. Ich habe mir heute einmal einen richtigen Braten eingebildet und bin infolgedessen der letzte, der mit dem Essen anfängt. Die anderen haben schon einen großen Vorsprung. Nun kann's losgehen! In meiner Haut habe ich keine Hosentasche und darum auch kein Messer. Hilflos sitze ich da mit meinem Schinken in beiden Händen, der unter Brüdern seine acht Pfund wiegt. Eine schwierige Sache. Schauen wir also einmal zu, wie es die anderen machen. Unser Häuptling bohrt soeben kunstvoll vier Finger in das Fleisch seiner Keule und reißt sich einen ordentlichen Brocken heraus. Leo, das kannst du auch! — Verflixt, da verbrennt man sich ja bös die Finger! Es will eben alles gelernt sein. Allmählich lerne ich es aber. Die Soße läuft mir zwar bis zu den Ellenbogen, und im Gesicht sehe ich vermutlich aus wie ein zweijähriges Kind, das allein essen darf. Aber darauf kann keine Rücksicht genommen werden. Und es wäre alles in schönster Ordnung, wenn endlich diese irrsinnige Musik aussetzen wollte. Auf die Dauer hält das ja kein Mensch aus — ausgenommen die Wilden. Denen gefällt das hervorragend. Sie fressen im Takt um die Wette und schmatzen dazu, daß sich die Wildschweine ein Beispiel daran nehmen könnten. Und eine Ausdauer haben die Leute, eine Ausdauer, die jeder Beschreibung spottet. Noch eine Viertelstunde, und dann hat weiß Gott jeder seine ganze Keule verspeist. Man ißt nur einmal am Tage hierzulande; trotzdem ist so eine Leistung anerkennenswert. Und wie es ihnen schmeckt! Man hört es deutlich. Aber nicht nur am Geschmatz. Eine andächtige Versunkenheit in die Freuden des erlesenen Genusses löst alle Bande frommer Scheu. Das leibliche Wohlergehen wächst gleich einer Lawine und nimmt zuletzt Dimensionen an, denen die Empfindsamkeit unserer anspruchsvollen Nerven nicht mehr standzuhalten vermöchte. Diese unbeschwerten Naturkinder hingegen, deren anmutige Gedankenlosigkeit an das Gebahren unserer heimatlichen, noch in den Windeln ruhenden Erdenbürger gemahnt, sind weit entfernt von Zugeständnissen irgendwelcher Art und befleißigen sich nicht der geringsten Mühe, der Urwüchsigkeit ihrer robusten Äußerungen Einhalt zu gebieten. Andere Völker, andere Sitten.

Ablösung vor! Die Frauen sammeln das nicht verspeiste Fleisch und schreiten nun ihrerseits zum Festessen. So ist es vorgeschrieben. Auch an gewöhnlichen Tagen. Erst essen die Männer und dann die Frauen. Sie bekommen, was übrig bleibt, ohne indes hungern zu müssen.

Nach dem Fraß wird wieder die Unterhaltung gepflogen, die nunmehr lebhafter zu werden scheint. Ich verstehe natürlich keine Silbe von diesem fürchterlichen Affenkauderwelsch; es ist aber andererseits nicht schwer, das Hauptgesprächsthema zu erraten. Es wurde schon vor dem Essen reichlich ausgeschlachtet, wird aber trotzdem noch einmal vorgenommen. Man spricht nämlich über mich. Nicht etwa übertrieben auffällig, aber immerhin so, daß ich es aus den zeitweise flüchtig während der Unterhaltung auf mich geworfenen Blicken mit Sicherheit annehmen kann. Eine überaus erklärliche Tatsache. Von anderer Hautfarbe, größer wie sie selbst ,und im Gegensatz zu ihrer Haarlosigkeit mit einem mächtigen Vollbart und einer behaarten Brust versehen, muß ich diesen Waldmenschen wie ein richtiges Wunder vorkommen. Ganz abgesehen von all den lebendigen und toten Raritäten, die ich mit mir führe, und die sie in ihrem Leben noch nicht gesehen haben. Wenn auch meine Reittiere und der Inhalt meiner Gummisäcke den Gästen fremd sind, meine Hunde sehen sie und betrachten sie scheu von der Seite. Und außerdem liegt es wohl auf der Hand, daß meine Freunde dem Besuch alles peinlichst genau erzählen, was sie selber wissen. Leider kann ich es nicht mit anhören.

Aus unserer Gruppe wächst plötzlich weithin leuchtend der Häuptling in die Höhe. Er hat Hemd und Hose an und schreitet zum Hause. Sofort erhebt sich unser ganzer Stamm und folgt seinen Spuren. Ich gehe selbstverständlich auch mit. Ahnung habe ich zwar keine, was los ist, aber ich gehöre dazu. Also rin in die Bude!

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau

* **Milderungsgrund.** „Sie sollen mit einer vollen Flasche Bier nach dem Zeugen geworfen haben?" fragt der Richter. — „Bestreite ich nicht, aber es war sehr leichtes Bier."

*

* **Netter Zustand.** „Haben Sie das Radeln denn jetzt ganz aufgegeben?" — „Ja, vollständig! Das Radeln hängt mir förmlich zum Halse heraus, dafür geht mir aber ein Motorrad im Kopfe herum!"

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(19. Fortsetzung.)

„Nun, wenn Ihr bei dem Bunde so gut bekannt seid", sagte der Zerlumpte mit etwas trotziger Miene, „so werdet Ihr uns die beste Nachricht geben können, wie es um Tübingen aussieht."

„Es pfeift aus dem letzten Loche", antwortete der Gefragte; „ich war vor kurzer Zeit dort und sah die fürtrefflichen und schrecklichen Anstalten zur Belagerung."

„Ei — so — wie", flüsterten die Bürger und rückten näher zusammen, als erwarteten sie wichtige Kunde.

Der hagere Mann lehnte sich an die Lehne seines Stuhles zurück, steckte die langen Finger in die Degenkuppel, streckte die langen Beine um einige Zoll länger aus und sprach: „Ja, ja, ihr Leute, dort sieht es arg aus; alle Ortschaften in der Nachbarschaft sind in großem Schaden, denn die Obstbäume sind alle abgehauen, man schießt mit aller Macht auf Stadt und Schloß, und die Stadt hat sich schon ergeben; im Schloß liegen vierzig Ritter, aber sie können die paar Mäuerlein nicht mehr lange halten!"

„Was? Ein paar Mäuerlein?" rief der fette Herr und setzte seine Kanne klirrend auf den Tisch. „Wer je das Schloß von Tübingen gesehen hat, kann nicht von ein paar Mäuerlein reden. Hat es nicht auf den Seiten, wo es an den Berg stößt, zwei tiefe Gräben, daß die Bündler mit keiner Leiter hinaufkönnen, und Mauern zwölf Schuh dick und Türme, aus welchen sie ihre Feldschlangen nicht übel spielen lassen?"

„Umgeschossen, umgeschossen!" rief der lange Mann mit so greulich hohler Stimme, daß die erschrockenen Bürger die Türme von Tübingen krachen zu hören glaubten; „den neuen Turm, den der Ulerich neulich aufbaute, hat der Frondsberg umgeschossen, wie wenn er nie dagestanden wäre."*)

„Aber damit ist noch nicht alles hin," antwortete der Zerlumpte. „Die Ritter machen Ausfälle aus dem Schloß und haben schon manchen auf dem Wörth am Neckar schlafen gelegt. Und dem Frondsberg haben sie den Hut vom Kopf geschossen, daß er heute noch Ohrensummen hat.**)

„Da seid Ihr falsch berichtet", sprach der Hagere nachlässig; „Ausfälle? Dafür haben die Belagerer leichte Reiter wie die Teufel; es sind Griechen, ich weiß nicht, vom Ganges oder Epiros, man heißt sie Stratioten; sie haben einen Obersten, den Georg Samaras, der läßt keinen Hund aus dem Loch ausfallen." ***)

„Der hat halt auch ins Gras beißen müssen," entgegnete der zerlumpte Mann mit einem höhnischen Seitenblicke: „die Hunde, wie Ihr sie nennt, sind dennoch ausgefallen, obgleich der Grieche vor dem Loche stand, und haben ihn gebissen und gefangen, und —"

„Gefangen? Den Samaras?" rief der Lange, aus seiner vornehmen Ruhe aufgeschreckt. „Freund, da habt Ihr falsch gehört!"

„Nein," antwortete jener sehr ruhig, „ich habe die Glocken läuten hören, als man ihn in Sankt Jörgen-Kirche begraben hat."

Die Bürger schauten aufmerksam nach dem langen Fremden, um zu erforschen, was für einen Eindruck diese Nachricht auf ihn mache. Er ließ seine buschigen Augenbrauen herab, daß von seinen Augen nichts mehr zu sehen war, zwirbelte seinen langen, dünnen Knebelbart, schlug mit der knöchernen Hand auf den Tisch und sagte: „Und wenn sie ihn auch in zehn Stücke zerhauen hätten, den Griechen, es hilft doch nichts! Das Schloß muß über, da hilft nichts, und hat man Tübingen, dann gute Nacht Württemberg! Der Ulerich ist zum Land hinaus, und meine gnädigen Herren und Gönner sind Meister."

„Wer steht Euch davor, daß er nicht wiederkommt? und dann? — —" sagte der kluge fette Herr, und klappte den Deckel zu.

---

*) Sattler II. § 9. Hierüber ist vorzüglich zu vergleichen Friedr. Stumphardt Chron. § 3. Die Geschichte der Herren von Frondsberg. Frankfurt a. M. 2. Buch und Thetinger Commentarius de Würt. reb. gest. Lib II. Anm. Hauffs.

**) Bei dieser Belagerung wurde Georg von Frondsberg das Barett vom Kopf geschossen. So erzählen Sattler, Stumphardt, Thetinger u. a. Anm. Hauffs.

***) Diese Griechen sind eine sonderbare Erscheinung bei der Belagerung von Tübingen: man hieß sie Stratioten; ihr Hauptmann war Georg Samaras aus Coeona in Albanien. Er ist in der Stiftskirche in Tübingen begraben. Ausführlich beschreibt sie Thetinger Comment. de Württemb. gest. 931. Crusius nennt sie vorzüglich beritühmt im Lanzenschwingen. Anm. Hauffs.

„Was? Wiederkommen!" schrie jener. „Der Bettelmann! Wer sagt das, daß er wiederkommt? Wer wagt es? He?"

„Was geht es uns an?" murmelten die Gäste unmutig. „Wir sind friedliche Bürger, uns ist's einerlei, wer Herr im Land ist, wenn nur die Steuern anders werden. — Wenn man in der Herberg' ist, wird doch auch noch ein Wort erlaubt sein." So sprachen sie, und der Hagere schien zufrieden, daß ihm keiner etwas Ernstliches entgegnete. Er sah einen um den andern mit stechendem Blicke an, zog dann sein Gesicht in freundlichere Falten und sagte: „Es war nur zur Erinnerung, daß wir den Herzog fürder nicht mehr brauchen; mein Seel, mir ist er wie Gift und Operment, darum gefällt mir auch das Paternoster so gut, das einer auf ihn gemacht hat;*) ich will es einmal singen." Die Bürger sahen finster vor sich hin und schienen nicht sehr begierig auf den Spottgesang, der ihrem unglücklichen Herzog galt. Jener aber befeuchtete seine Kehle mit einem guten Trunk uhd sang mit heiserer, unangenehmer Stimme:

Vater Unser,
Reutlingen ist unser;
Der du bist in dem Himmel,
Eßlingen wölln wir bald gewinnen;
Geheiligt werde dein Nam',
Heilbronn und Weil wölln wir auch han;
Zu uns komme dein Reich,
Der Ulmer Bund sieht uns keinem gleic
Dein Will' geschehe,
Die Münz' hat gereit ein ander Gepr
Gib uns unser täglich Brot
Wir haben Geschütz für alle Not;
Vergib uns unsere Schuld,
Wir haben des Königs von Frankreich Hu
Als wir vergeben unsern Schuldigern,
Wir wölln dem Bund das Maul zusperrn!
Laß uns nicht geführt werden, —
Wir wölln bald Kaiser werden, —
In keine Versuchung, sondern erlös uns von allem
Übel. Amen.
So behalten wir des Kaisers Namen.

Er schloß seinen Gesang mit einem fatalen, zitternden Schnörkel, der weiter keinen Effekt hervorbrachte, als daß die Bürger einander heimlich anstießen und über die jämmerlichen Töne des Sängers die Achsel zuckten. Er aber schaute stolz in dem Kreise umher, als wolle er in den Mienen seiner Zuhörer den gerechten Beifall lesen.

„Ihr habt da ein gar frommes Lied gesungen," sagte der Zerlumpte; „so fein kann ich's nicht, aber doch weiß ich auch ein neues Lied, und will es mit Eurem Verlaub singen."

Der Hagere sah ihn scheel und spöttisch an, die Bürger aber nickten ihm zu, und er begann mit einem angenehmen Tenor, indem er die Augen halb zuschloß, aber doch hin und wieder auf den langen Mann hinüberschielte, als beobachte er, welchen Eindruck sein Gesang mache:**)

O weh, wo bleibet deine Kraft,
Württemberg, du arme Landschaft;
Ich klag dich billig hart und sehr,
Denn der Bader von Ulm, der ist dein Her

Der zu Nürnberg die Wetschger macht,
Der Weber von Augsburg treibt auch sein Prac
Der Salzsieder von schwäbisch Hall,
Von Ravensburg die Krämer all.

Von Rothweil die neuen Schweizerknaben
Wollten der Gans auch ein Feder haben,
Und der Schneider von Memming ist in der Sach'
Und auch der Kürschner von Biberach.

Lärmender Beifall und Gelächter unterbrach den Sänger; sie langten über den Tisch herüber, schüttelten dem Zerlumpten die Hand und lobten sein Lied. Der Hagere sprach kein Wort, sondern warf finstere Blicke auf die Gesellschaft; man war ungewiß, ob er den Beifall des Zerlumpten beneidete, oder ob der Gegenstand des Liedes ihn beleidigte. Der fette Herr aber sah ungemein klug aus; brummte die Weise des Liedes mit und nickte bei jeder Kraftstelle mit dem Haupt.

---

*) Man vergleiche über diesen Volkswitz des Freiherrn von Aretin Beiträge zur Geschichte und Literatur 1805. 5. Stück, S. 438. Das Lied wurde zu Anfang des Jahres 1520, nachdem Reutlingen von Herzog Ulerich genommen war, von des letzteren Feinden verbreitet und ihm in den Mund gelegt. Anm. Hauffs.

**) In der Chronik des Georg Stumphardt über die gewaltsame Verjagung des Herzogs Ulerich findet sich als eigener Artikel ein „gereimter Spruch also lautend", wo in einer großen Menge Knittelverse das Unglück des Herzogs und des Landes beschrieben ist. Aus diesem Gedicht sind jene Verse im Text entlehnt. Anm. Hauffs.

Der Sänger mit dem ledernen Rücken fuhr fort:

Den Saymer von Kempten ich euch meld'
Und Holzhauer von dem Herdtfeld,
Und andere, die ich nit nennen will,
Der Haufen ist groß und wird gar zu viel.

Und auch der ist in dem Strauß,
Der richt alles mit Ungeld aus,
Ich mein' Junker Ermlich und sein Gesind,
Des reichen Barchetwebers Kind.

„Daß Euch der Kuckuck in den Hals fuhr, Ihr Lumpenhund!" fuhr der lange Mann auf, als er die letzten Worte hörte. „Ich weiß wohl, wen Ihr mit dem Barchetweber meint, meinen gnädigen Gönner, den Herrn von Fugger. Den soll mir ein solcher Landläufer verunglimpfen?" Er begleitete diese Worte mit einem ausdrucksvollen Mienenspiel und mit schrecklicher Gebärde.

Doch der mit dem ledernen Rücken ließ sich nicht einschüchtern; er stellte seine ungemein muskulöse Faust vor sich hin und sagte: „Den Landläufer könnt Ihr für Euch behalten, Herr Calmus, man weiß wohl, wer Ihr seid; und wenn Ihr nicht augenblicklich Euer Maul haltet, so will ich Euch Eure Rührlöffelarme vom Leib schlagen."

Der Hagere stand auf und bedauerte sich selbst, daß er in so gemeine Gesellschaft geraten sei; er zahlte seinen Wein und ging vornehmen Schrittes aus der Trinkstube.

4.

Weh' mir, ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung ist dahin,
Denn alles log mir, was ich hochgeachtet.

Schiller.

Als dieser Mann das Zimmer verlassen hatte, sahen die Gäste erstaunt einander an; es war ihnen zu Mut, als hätten sie ein schweres Gewitter aufsteigen sehen, es hätte gekracht, als ob die Erde bersten wolle, ja, als wäre ein erschrecklicher, tötender Blitz auf sie herabgefahren, und siehe da, es war nur ein „kalter Schlag". Dem Mann mit dem Lederrücken dankten sie, daß er den ungezogenen, übermütigen Gast so schnell entfernt habe, und fragten, was er wohl von dem hageren Fremden wisse?

„Den kenne ich wohl," antwortete dieser; „das ist unseres Herrgotts Tagdieb, ein fahrender Arzt, der den Leuten Pillen verkauft gegen die Pest, den Hunden den Wurm schneidet und die Ohren stutzt, die Mädchen von dicken Hälsen befreit und den Weibern Augenwasser gibt, daß sie blind werden. Er heißt eigentlich Kahlmäuser, aber weil er ein Gelehrter sein will, heißt er sich Doktor Calmus. Er nistet sich bei allen großen Herren ein, und wenn ihn einer einmal einen Esel geheißen hat, so meint er schon, er sei sein bester Freund."

„Mit dem Herzog muß er aber nicht gut stehen," bemerkte der schlaue Herr; „denn er hat doch lästerlich über ihn geschimpft."

„Ja, mit Herrn Ulerich steht er freilich nicht gut; das ging aber so: der Herzog hatte einen schönen dänischen Jagdhund, der hatte sich im Schönbuch einen Dorn tief in die Pfote getreten. Den Herzog dauerte der Hund; er forschte nach einem geschickten Mann, der das Tier heilen könnte, und zufällig war der Kahlmäuser da und bot sich mit wichtigem Gesicht dazu an. Er bekam im Schloß in Stuttgart alle Tage so gut zu essen und eine Maß Wein; das schmeckte ihm nun so gut, daß er über ein Vierteljahr an der Hundspfote dokterte. Da ließ ihn eines Tages der Herzog samt dem Hund rufen und fragte, was er ausgerichtet habe. Er soll viel gelehrtes Zeug geschwatzt haben, doch der Herr hat nicht darauf geachtet, sondern die Pfote selbst untersucht, und da fand es sich, daß sie schon ganz schwarz und brandig war. Da nahm der Herzog den Kahlmäuser, so lang er war, trug ihn an die lange Treppe, auf der man bis in den zweiten Stock hinauf reiten kann, und warf ihn hinunter, daß er halb tot unten ankam. Und seit der Zeit ist der Doktor Calmus nicht gut auf den Herzog zu sprechen. Andere sagen auch, er sei der Kundschafter gewesen zwischen dem Hutten und Frau Sabina, und habe nur deswegen den Hund übernommen, weil er dadurch ins Schloß kam."

„So? Mit dem Hutten hat er es gehalten?" sagte einer der Bürger. „Das hätten wir wissen sollen, so hätten wir ihm das Fell recht gegerbt, dem Lumpendoktor! Der Hutten ist doch an all dem unseligen Kriege schuld mit seiner Liebelei, und der dürre Kahlmäuser hat ihm dazu geholfen!"

„De mortuis nil nisi bene; man muß die Toten schonen, sagen die Lateiner," entgegnete der fette Herr; „der arme Teufel hat es mit dem Leben teuer genug bezahlt."

„Aber es ist ihm recht geschehen," rief jener Bürger mit großer Hitze; „an des Herzogs Stelle hätte ich's gerade auch so gemacht, ein jeder Mann muß sein Hausrecht wahren."

„Reitet Ihr zuweilen mit dem Vogt auf die Jagd?" fragte der fette Herr mit überaus schlauem Lächeln. „Da habt Ihr die beste Gelegenheit; ein Schwert habt Ihr ja, und eine Eiche wird sich auch finden, wohin Ihr seinen Leichnam hängen könnet."

Ein schallendes Gelächter der Bürger von Pfullingen belehrte den Gast im Erker, daß jener eifrige Verteidiger des Hausrechts in seinem eigenen Hause nicht so ganz strenge Justiz üben müsse. Er errötete und murmelte einige unverständliche Worte in seinen Becher hinein.

Der Zerlumpte aber, der als Fremder nicht mitlachen wollte, nahm sich seiner an: „Ja wohl hat der Herzog ganz recht gehabt; denn er hätte den Hutten auf der Stelle hängen können, ohne daß er erst mit ihm focht; er ist ja Freischöff vom westfälischen Stuhl, vom heimlichen Gericht, und darf einen solchen Ehrenschänder ohne weiteres abtun. Und er hatte die besten Beweise gleich bei der Hand; kennt Ihr das schöne Liedlein? Ich will einmal ein paar Verse daraus singen:

Und im Wald er sich zum Hutten wandt':
Was flimmert dort an deiner Hand? —
Herr Herzog, 's ist ein Ringelein,
Das hab' ich von meiner Liebsten fein.—
Ei, Hans, du bist ein stattlich Mann,
Hast auch ein gülden Kettlein an! —
Das hat mir auch mein Schatz geschenkt,
Zum Zeichen, daß sie mein gedenkt.

Dann heißt es weiter:

O Hutten, gib dem Gaul die Sporn,
Des Herzogs Auge rollt voll Zorn,
O Hutten, fleuch, noch ist es Zeit,
Er reißt das Schwert schon aus der Scheid'."

„Laß es lieber gut sein", unterbrach ihn der fette Herr mit ernster Miene; „es ist nicht gut, daß man in solchen Zeiten dies Lied in der Herberge singt; dem Herzog kann es nicht mehr nützen, und die Bündischen sind rings um uns; es könnte leicht einer etwas davon hören", setzte er mit einem stechenden Blick auf Georg hinzu, „und dann hieße es gleich: Pfullingen zahlt hundert Gulden Brandsteuer mehr."

(Fortsetzung folgt.)




Bunte Chronik

*** Das chinesische Winterpicknick.** In der chinesischen Gesellschaft ist es Brauch, alljährlich, mitten im Winter, gewöhnlich Ende Dezember, eine gemütliche Zusammenkunft „zur Vertreibung der Winterkälte" zu veranstalten. Das Fest findet in der Art eines Picknicks statt, zu dem jeder Geladene einige Eßwaren mitzubringen hat. Die Entstehung des Winterpicknicks wird auf einen in alter Zeit lebenden Chinesen namens Wang-Jen-Jü zurückgeführt, der einmal im Winter, als es stark geschneit hatte, eigens einen Weg durch den Schnee bahnte, damit seine Freunde zu ihm kommen und sich wärmen konnten. Die Einladung zu dem hübschen Fest hat nach der Mitteilung Tiefensees gewöhnlich folgenden Wortlaut: „In diesem Monat am achtundzwanzigsten reinige ich zur Gesellschaft zur Vertreibung der Winterkälte die Krüge und erwarte ihren Glanz in meiner Höhle."

*

*** Vom Wintergrün der Efeublätter.** Die auch den Winter überdauernde Grünfärbung der Efeublätter beruht nach den jüngsten Untersuchungen des amerikanischen Forschers Gail in Idaho ausschließlich auf edr Beschaffenheit des in den Blattzellen enthaltenen Saftes. Die mehrere Jahre umfassenden Untersuchungen und Beobachtungen ergaben, daß sich die Konsistenz des Saftes in den Efeublättern in den verschiedenen Jahreszeiten insofern verändert, als während des Sommers der Saft ganz dünnflüssig wird, im Herbst jedoch in den Blättern eine Umwandlung der Stärke in Zucker und Öl vor sich geht, wodurch gleichzeitig der Saft stark verdickt wird. Mit dem Fortschreiten des Winters wird der Saft dann immer noch dicker, und in diesem Zustande kann er selbst starker Kälte widerstehen, ohne zu erfrieren. Diese Kältewiderstandsfähigkeit gestattet es dem Efeu denn auch, im Winter seine grünen Blätter beizubehalten.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.